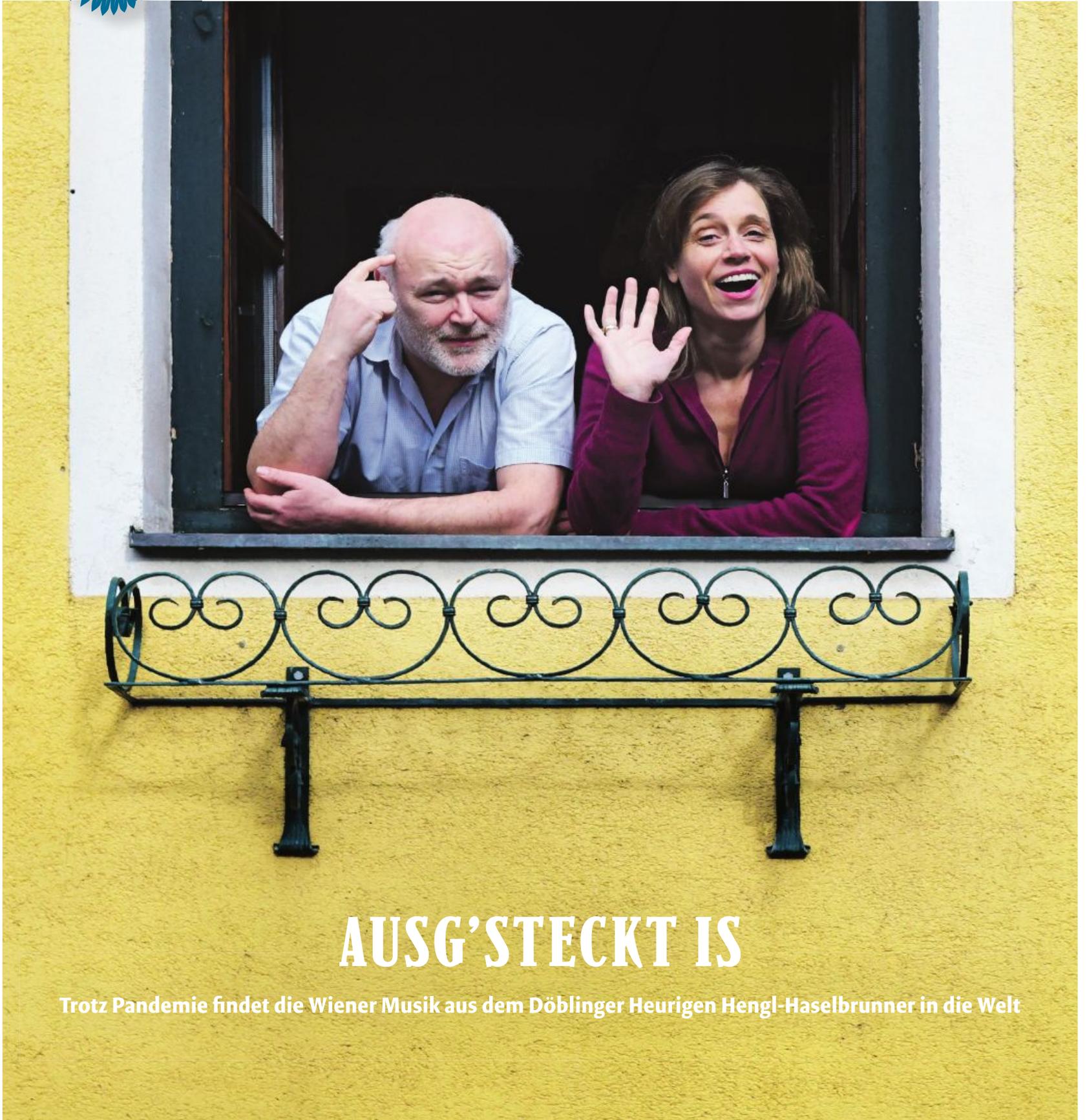




FALTER: WOCHE

KULTUR UND TERMINE IM LOCKDOWN 26.2. BIS 4.3.2021

8



AUSG'STECKT IS

Trotz Pandemie findet die Wiener Musik aus dem Döblinger Heurigen Hengl-Haselbrunner in die Welt

FOTO: HERIBERT CORN

FALTER
VERLAG



WIEN

SCHREIBT

LITERATURFÜHRER WIEN

Viola Rosa Semper

256 Seiten, € 24,90

„NORMAL werden wir nie sein“

Nicht überall ist die Musik verstummt: wie der Wirt Matthias Hengl und seine Frau, die Sängerin Agnes Palmisano, den Heurigen Hengl-Haselbrunner in Döbling trotz Pandemie kulturell zum Leben erwecken

Für einen Moment meint man, alles sei wieder wie früher. Die ersten warmen Sonnenstrahlen des Jahres treffen auf die Stadt im Winter, und aus dem offenen Fenster des Heurigen Hengl-Haselbrunner in Döbling dringt Musik. Dort findet aber kein Konzert statt, sondern die Geschwister Härtel haben den großen Gastraum zum Aufnahmestudio umfunktioniert. Der Wirt und Weinbauer Matthias Hengl lehnt an der Schank und raucht eine Zigarette, dann kommt auch schon seine Frau herein, die Sängerin Agnes Palmisano.

Seit zehn Jahren finden im Hengl-Haselbrunner jeden Dienstag Wienerlied-Konzerte statt. Bekannte Größen wechseln sich mit Neuankömmlingen ab. Auch Palmisano selbst, eine Protagonistin der Szene und als Dudlerin berühmt – Dudeln ist die Wiener Art des Jodelns –, tritt hier oft auf.

Als die Gastronomie Corona-bedingt geschlossen wurde, verstummte auch die Musik im Hengl-Haselbrunner. Bis der Kameramann und Fotograf Stephan Mussil die Idee hatte, Konzerte unter dem Titel „Wiener Liedkunst“ aufzunehmen und ins Netz zu stellen (siehe Seite 6). Zusätzlich gründete Palmisano den gleichnamigen Verein zum Zweck der „Erhaltung, Verbreitung und Weiterentwicklung der Wiener Musizier- und Gesangstradition“, der nun von der Stadt Wien gefördert wird.

Falter: Herr Hengl, wie haben Sie als Heurigenwirt das erste Corona-Jahr erlebt?

Matthias Hengl: Im ersten Lockdown habe ich ein Schild draußen aufgehängt. „Wem kann ich helfen?“, stand da drauf. Darunter meine Telefonnummer und ganz unten, ganz klein: „Ich habe derzeit keine Arbeit, wer kann mir helfen?“ Und dann habe ich begonnen, Dinge zu reparieren.

Von den Nachbarn?

Hengl: Von Gästen, die ich gut kenne. Die kommen ja nach wie vor, um Wein zu kaufen. Dann tratscht man ein bisschen, und die erzählen, dass der Föhn nicht mehr funktioniert oder dass sie gerade neue Eislaufschuhe gekauft haben, aber die Schnalle gerissen ist oder dass das Fahrrad kaputt ist. Ich habe meine eigenen Tische und Bänke repariert, abgerissene Kopfhörerkabel ebenso. Fad ist mir nicht, und der Kontakt zu den Gästen bleibt erhalten. Wir haben ja hauptsächlich Stammpublikum.

Frau Palmisano, wie ist es Ihnen ergangen? Sie konnten nicht mehr auftreten.

Agnes Palmisano: Als wir nach dem ersten Lockdown wieder zu spielen begonnen haben, live und vor Publikum, ist mir so stark wie nie zuvor aufgefallen, was für eine Konzentration entsteht, wenn man ge-

meinsam Musik macht und auch noch jemand zuhört. Jetzt fühlt es sich wieder an wie Langzeitarbeitslosigkeit, obwohl ich genug zu tun habe. Aber das, was ich an meinem Beruf liebe, ist diese Magie. Und die gibt es im Lockdown nicht und auch nicht im Streaming.

Unterrichten Sie?

Palmisano: Zum Teil online, wie auf der Pädagogischen Hochschule in Baden. Aber viele Dinge gehen verloren. Und gemeinsam Musik zu machen hat eine ganz andere Dimension. Wenn man nicht Profimusiker ist und sich zum Proben trifft oder in der Familie gemeinsam musiziert, fehlt so viel.

Machen Sie daheim gemeinsam Musik?

Palmisano: Die Kinder kommen immer punktgenau in mein Arbeitszimmer, wenn ich unterrichte. Manchmal wollen sie stören, oft hören sie zu. Und dann singen sie den Tag über die Lieder, die sie aufgeschnappt haben. Ich bin dazu übergegangen, sie als Assistenten anzustellen: Wenn ich sie aufnehmen und die Lieder den Studenten als Lernhilfe schicken darf, zahle ich ihnen fünf Euro. Der Jüngere wäre eigentlich im Volksopernchor, hatte aber schon ewig keine Probe mehr. Gelegentlich singen wir zu Hause auch mehrstimmig oder im Kanon.

Herr Hengl, wie musikalisch sind Sie?

Hengl: Ich habe lange in diversen Bands gespielt, Pop, Heavy, bin viel herumgereist. Mir ist das Geschäft nicht fremd.

Wienerlied war nicht dabei?

Hengl: Nein. Da kam ich erst über Agnes dazu, auch wenn ich schon davor Konzerte aus dem Genre im Heurigen veranstaltet habe. Karl Hodina kannte ich sehr gut, Tini Kainrath ist eine Sandkistenfreundin von mir. Durch Agnes habe ich das dann regelmäßig gemacht. Jede Woche, jeden Dienstag. Ausnahmslos.

Ihre Familie ist seit Generationen im Heurigengeschäft. Wann beginnt Ihre Geschichte?

Hengl: Seit dem Ende der Türkenbelagerung 1683 gibt es lückenlos geführte Taufbücher. Und da steht neben dem Namen auch der Beruf der Eltern drin. Zumindest seit dieser Zeit waren meine Vorfahren Wirte und Weinbauern.

Wie hat sich der Heurige über die Jahrhunderte entwickelt?

Hengl: Früher waren das ganz kleine Betriebe mit einer Landwirtschaft. Der Aufschwung kam mit den Massenverkehrsmitteln. Mit der Franz-Josephs-Bahn ist man nach Nussdorf gefahren und von dort, ab

INTERVIEW:
STEFANIE
PANZENBÖCK

Agnes Palmisano, 1974 in Wien geboren, wuchs in Wöllersdorf und Moskau auf und machte eine Ausbildung zur Sonderschullehrerin. Sie absolvierte ein Gesangsstudium an der Universität für Musik und darstellende Kunst. Bekannt wurde Palmisano vor allem als Dudlerin. Sie veröffentlichte einige Alben, zuletzt „In mein Heazz“ (2018). Im September erscheint „In Finstan“.

Matthias Hengl wurde 1964 in Wien geboren. Er absolvierte die Weinbauschule, studierte Jazz am Konservatorium und übernahm 1997 von seinen Eltern den Heurigen Hengl-Haselbrunner in Döbling. Dort finden, außerhalb des Lockdowns, jeden Dienstag Konzerte aus dem Bereich der Wiener Musik statt

den 1870ern bis nach dem Ersten Weltkrieg, mit der Zahnradbahn auf den Kahlenberg. Die erste Station war Grinzing. Dort war auch der Heurige meines Großvaters, und bis ins Tal hinunter gab es lauter kleine Buschenschänken. Diese Landwirtschaften sind plötzlich so stark frequentiert worden, dass sich das richtig rentiert hat. Da wurde man vom kleinen Bauern zum Herrn.

Haben Sie als Kind Zeit im Heurigen des Großvaters verbracht?

Hengl: Ich habe als Sechsjähriger mit einem Bauchladen Zigaretten und Lebkuchenherzen verkauft. Das war lohnend. Einmal in die Wange kneifen, fünf Schilling. So bin ich aufgewachsen. Beim Großvater herrschte der reine Massentourismus. Man kannte die Buschaffeure und die Reiseleiter, aber nicht die Gäste. Als der Großvater starb, ist mein Vater weggezogen und hat diesen Heurigen, wo wir jetzt sind, von der Familie Haselbrunner übernommen. Von Anfang an hatte er die Devise: keine Touristen, keine Zwischenhändler. Keine Masse.

War es für Sie immer klar, dass Sie den Heurigen von Ihren Eltern übernehmen?

Hengl: Ich bin aufs Konservatorium gegangen und wollte Musiker werden. Aber ich bin kein Vagabund. Ich tu mir schwer, von daheim wegzugehen. Hier im Heurigen ist es leiwand. Ich bleib da sitzen und warte, bis die Gäste kommen.

Frau Palmisano, Sie hatten ja eine ganz andere Kindheit, sind unter anderem in Moskau aufgewachsen.

Palmisano: Ich bin im Vergleich zu Matthias gar nicht verwurzelt. Mein Vater ist Kärntner Slowene und meine Mutter Pinzgauerin. Sie lebten gemeinsam in Wien und Niederösterreich, dann viereinhalb Jahre in Moskau, von 1980 bis 1984. Mein Vater war Militärattaché. Ich bin dort in die deutsche Schule gegangen.

Also noch zu Sowjetzeiten.

Palmisano: Ich habe zwei Staatsbegräbnisse in dieser kurzen Zeit erlebt: von Breschnew und Andropow. An die langen Paraden erinnere ich mich.

Erinnern Sie sich an die Schule?

Palmisano: Vor allem ans Eislaufen im Gorki-Park. Eislaufplätze in Österreich haben mich lange Zeit befremdet. In Moskau wurde damals der ganze Park aufgespritzt. Da konnte man durch riesige Anlagen schlittern. Das war großartig. In der Volksschule waren wir immer nur acht Kinder in der Klasse. Es war, weil mein Vater ja Diplomat

Fortsetzung nächste Seite



Als wir nach dem ersten Lockdown wieder zu spielen begonnen haben, ist mir so stark wie nie zuvor aufgefallen, was für eine Konzentration entsteht, wenn man gemeinsam Musik macht und auch noch jemand zuhört

SÄNGERIN AGNES PALMISANO

Die Sängerin Agnes Palmisano und der Wirt Matthias Hengl bei ihrem Heurigen in Döbling

FOTO:
HERIBERT
CORN



28 Konzertfilme hat Stephan Mussil im Heurigen Hengl-Haselbrunner bisher gedreht: hier Maria und Helmut Stippich (links) und das Kollegium Kalksburg



STADT IN TON

„Wiener Liedkunst“: Der Fotograf und Kameramann Stephan Mussil bringt Musik aus dem Heurigen ins Netz

ZUGEHÖRT: STEFANIE PANZENBÖCK

Es begann im Advent. Einem Auftritt der Schlagzeugin Maria Petrova und des Liedermachers Ernst Molden kam der Lockdown zuvor. Sie wollten dem Publikum trotzdem Musik bieten und suchten nach einem Ort, von dem aus sie das Konzert streamen könnten. Der Kameramann und Fotograf Stephan Mussil, seit Jahren auch umtriebiger in der Wiener Musikszene, schlug den Heurigen Hengl-Haselbrunner vor; ein stilvolles Video in Schwarz-Weiß entstand.

Bei dem einen sollte es nicht bleiben. Mussil, der für die Konzertfilme verantwortlich zeichnet, wollte zuerst den Künstlerinnen und Künstlern „nicht lästig sein“, wie er sagt. „Aber bald hat sich das Projekt verselbstständigt.“ Mittlerweile hat Mussil 28 Konzertfilme gedreht. Sie sind zwischen fünf und 55 Minuten lang und auf Facebook sowie Youtube unter dem Titel „Wiener Liedkunst“ abrufbar. Von Walther Soyka, der die traditionelle Wiener Musik neu interpretiert, bis zum zeitgenössischen Wienerlied von Wiener Blond sind alle Größen der Szene dabei.

Die Videos sind durchwegs schwarz-weiß, der Bildausschnitt bleibt immer derselbe. „Das entspricht der Perspektive eines Gastes, der an einem Tisch beim Heurigen sitzt und zuhört“, erklärt Mussil. Auf Farbe verzichtet er, weil „die Farbe durch die Musik kommen muss“. Es gehe um das Hörerlebnis. „Ab und zu kann man ja hinschauen, aber die Musik steht im Mittelpunkt.“

Mussil entdeckte das Wienerlied vor 20 Jahren für sich. Seit es das Schrammelklang-Festival in Litschau im Waldviertel gibt, fotografiert er die Künstlerinnen und Künstler. Beruflich ist die Zuneigung zu diesem Genre für ihn nur ein kleiner Nebenstrang.

1952 in Wien geboren, interessierte sich Stephan Mussil schon als Kind für die Inszenierung bewegter und stehender Bilder. Er positionierte seine Legofiguren, beleuchtete sie mit verschiedenen Nachttischlampen und spielte mit den bunten Plastiksteinchen Theater. Mit zwölf kaufte er sich vom gesparten Taschengeld die erste Kamera, drei Jahre später wollte er auf die Graphische. Doch seine Eltern waren dagegen. Sie wünschten sich für ihren Sohn eine Laufbahn als Bankbeamter.

Ein Jahr später ließen sich die Eltern doch erweichen. Einer der Professoren, Ernst Hartmann, schaffte es, ihnen zu erklären, dass „es nicht so schlimm sei, wenn ihr Sohn Fotograf wird“, erinnert sich Mussil schmunzelnd. Hartmann schickte seine Schülerinnen und Schüler in die freie Wildbahn der Bilder. Nicht mit der Technik sollten sie sich aufhalten, sondern mit der Welt und ihrer Faszination. Nach der Kunstschule in Bielefeld kam Mussil zum ORF und arbeitete als Kameraassistent. 1981 stieg er aus und machte sich mit einer eigenen Filmproduktionsfirma selbstständig.

Der ORF blieb ihm als Auftraggeber erhalten. Vor allem für das Osteuropa-Büro lieferte Mussil die Bilder zu vielen brisanten Dokumentationen. 1984 etwa reiste er mit Paul Lendvai nach Albanien, das damals unter Diktator Enver Hoxha von der Außenwelt nahezu gänzlich abgeschlossen war. „Es war ein Kampf um jedes Bild“, erzählt Mussil. Vor allem Landschaftsaufnahmen waren schwierig, denn aus jedem Acker ragte ein Betonmügel, die Oberfläche der unterirdischen Bunker. „Das galt als militärisch und durfte nicht gefilmt werden“, erzählt Mussil. Auch die Eselskarren auf den Straßen sollte das westliche Publikum nicht sehen, sondern nur die wenigen Autos, um ein modernes und fortschrittliches Albanien vorzugaukeln.

In späteren Jahren drehte Mussil vor allem Dokumentationen abseits der Weltpolitik. Für die ORF-Reihe „Land der Täler“, in denen literarische Texte verfilmt wurden, bekam er 1992 eine Romy. Er übernahm die Kamera für „Meine Zeit wird kommen“, einen Film über Gustav Mahler, oder für „Joseph Lanner – Superstar“. Aktuell arbeitet er an einem Film über den Wiederaufbau des Stephansdoms nach dem Zweiten Weltkrieg.

Mit „Wiener Liedkunst“ will Mussil weitermachen, bis es wieder Livemusik gibt. Also zumindest bis Ostern. Auch ein bisschen aus Eigennutz. Als regelmäßiger Besucher der dienstäglichen Konzerte im Heurigen Hengl-Haselbrunner hat er Interesse daran, der Szene durch die Krise zu helfen. Seine Arbeitskraft stellt er für ein, zwei Achterln zur Verfügung. Aber Mussil plant Größeres, einen Kinofilm über das Wienerlied. **F**



Stephan Mussil, 1952 in Wien geboren, ist Kameramann und Fotograf. Aktuell plant er einen Kinofilm über das Wienerlied



Ich verzichte auf Farbe, weil die Farbe durch die Musik kommen muss

KAMERAMANN
STEPHAN MUSSIL

Die Konzertvideos sind auf Youtube und Facebook unter „Wiener Liedkunst“ abrufbar

Fortsetzung von Seite 5

war, ein isoliertes Aufwachsen. Mit russischen Kindern kam ich nur sporadisch in Kontakt, und ich hatte nur selten Spielgefährten, weil meine Mitschüler in ganz Moskau verstreut waren.

Wann sind Sie auf die Heurigenkultur und das Wienerlied gestoßen?

Palmisano: Obwohl ich hier zur Welt kam, bin ich ein Adoptivkind der Wiener Musik. Wobei, genetisch gesehen bin ich schon mit dem aufgewachsen, was das Wienerische ausmacht: diese Mischung aus Slawischem und Alpenländischem. Als ich klein war, hörte ich die schwermütigen slowenischen Lieder meiner Kärntner Oma. Sie hat ihren ganzen Arbeitsablauf mit Liedern begleitet. Mit meiner Mutter habe ich Kinderlieder, Volkslieder, Jodler, später dann Madrigale und Motetten gesungen. Aber das Wienerlied habe ich erst auf der Musikuni kennengelernt. Ich hatte null Heurigensozialisation.

Jetzt sind Sie eine Protagonistin des Wienerlieds und leben bei einem Heurigen. Ist das nicht zu viel für Ihre Biografie?

Palmisano: Viel zu viel! Aber im Ernst: Als die Kinder sehr klein waren, habe ich die Vorteile deutlich gesehen. Dass die Wäsche im Betrieb mitgewaschen wird. Dass man nicht kochen muss, sondern sich immer etwas holen kann. Wenn es notwendig ist, schaut immer jemand auf die Kinder. Andererseits empfinde ich es auch als belastend. **Hengl:** Sie geht schon gern zum Heurigen. Wann nur die Leit net wär'n.

Palmisano: Die Abgrenzung von so einem Betrieb ist ein großes Thema. Natürlich bin ich nicht die Wirtin, aber die Gäste nehmen trotzdem an, dass ich sie wäre. Ich weiß das ja nur aus Erzählungen, aber dann sagt man über mich: Ach, die ist so arrogant. Weil ich nicht am Abend bei jedem Tisch stehen bleibe, um alle zu grüßen, sondern weil ich meinen Kopf gerade bei irgendwelchen künstlerischen Gedanken habe und einfach durch den Garten laufe. Und es ist mühsam für eine Mutter, wenn du nicht im Überblick hast, was die Kinder essen. Als sie klein waren, haben wir uns überlegt, ihnen Leiberln mit der Aufschrift „Bitte nicht füttern“ anzuziehen. Man hat weniger Kontrolle als in einer normalen Familie.

Hengl: Normal werden wir nie sein.

Wann, glauben Sie, werden Sie wieder aufsperrten?

Hengl: Wahrscheinlich im Mai.

Wird es auch die dienstäglichen Konzerte wieder geben?

Hengl: Am liebsten würden wir dann jeden Tag spielen. **F**